



Mein Auftrag:  
Töte  
Alex  
Rider!

# RUSSIAN ROULETTE

## ANTHONY HOROWITZ

Ravensburger Buchverlag

»Von einer Art Anthrax.« Meine Mutter spuckte die Worte förmlich aus. »Einem Bakterium, das modifiziert wurde und deshalb sehr ansteckend ist und rasend schnell wirkt. Man könnte damit eine komplette Armee auslöschen! Und vielleicht haben wir dieses Ende auch verdient. Wir sind dafür verantwortlich. Wir haben bei seiner Herstellung mitgewirkt ...«

Mein Vater ließ mich los und langte ungeschickt in seine Hosentasche. Er zog ein etwa fünfzehn Zentimeter langes Metallkästchen heraus, das wie ein Fülleretui aussah. »Gib ihm das! Mach schon!«

Meine Mutter nahm es ihm ab und sah mich dabei unverwandt an. »Sobald wir wussten, was passiert war, haben wir nur noch an dich gedacht. Eigentlich durfte niemand die Fabrik verlassen. Sie mussten uns dort festhalten, um den Schaden zu begrenzen. Aber dein Vater und ich, wir hatten schon einen Plan – nur für den Fall. Wir haben ein Auto gestohlen und sind damit durch den Zaun des Fabrikgeländes gebrettert. Wir mussten unbedingt zu dir fahren.«

»Und die Sirene ...?«

»Hat mit dem Unfall nichts zu tun. Sie wurde erst danach ausgelöst. Man hat unsere Flucht bemerkt.« Sie holte tief Luft. »Die Wachen feuerten mit ihren Gewehren auf uns und lösten Alarm aus. Dein Vater wurde getroffen. Wir hatten solche Angst, wir würden dich nicht zu Hause antreffen ...«

»Gott sei Dank bist du hier!«, keuchte mein Vater. Er griff wieder nach meinem Arm.

Meine Mutter öffnete das Kästchen. Ich wusste nicht, was es enthielt und was daran so wichtig sein sollte. Mit dem, was ich dann sah, hatte ich allerdings überhaupt nicht gerechnet. Auf einem grauen Samtpolster lag eine Injektionsspritze.

»Man muss sich vor einer Waffe schützen können«, fuhr meine Mutter fort. »Wir haben ein Gift hergestellt, aber auch ein Gegenmittel. Es steckt in dieser Spritze, Yasha. Wir hatten nur eine ganz kleine Menge, aber die haben wir geklaut und dir mitgebracht. Es wird dich schützen ...«

»Ich will das nicht! Nehmt ihr es!«

»Es reicht nur für einen.« Mein Vater hielt meinen Arm unter Aufbietung all seiner Kraft umklammert, sodass ich mich nicht losreißen konnte. »Gib sie ihm, Eva«, drängte er.

Meine Mutter hielt die Spritze ins Licht, klopfte mit dem Finger dagegen und betrachtete die Flüssigkeit in der gläsernen Ampulle. Sie drückte mit dem Daumen auf den Kolben, bis am Ende der Nadel ein Tropfen austrat.

Ich zerrte an meinem Arm, fassungslos, dass meine Mutter mir eine Spritze geben wollte. Aber mein Vater hielt mich weiter fest.

Meine Mutter trat vor mich. Es ist bestimmt für alle Kinder ein Albtraum, von den

eigenen Eltern attackiert zu werden, und in diesem Moment vergaß ich vollends, dass sie ja nur mein Bestes wollten. Sie wollten mir das Leben retten, nicht mich umbringen, aber genau so kam es mir vor.

Ich sehe das Gesicht meiner Mutter noch vor mir, die kalte Entschlossenheit, mit der sie zustach. Sie machte sich nicht einmal die Mühe, meinen Ärmel hochzukrempeln.

Die Spritze stach durch den Stoff in meinen Arm. Es tat weh. Mir war, als würde ich spüren, wie die Flüssigkeit, das Gegengift, sich in meinem Blutkreislauf ausbreitete.

Meine Mutter zog die Nadel heraus und ließ die leere Spritze auf den Boden fallen.

Ich blickte auf meinen Arm und sah Blut, diesmal mein eigenes: ein wachsender Fleck auf meinem Hemd.

Da ließ mein Vater mich los.

Meine Mutter schloss kurz die Augen. Als sie sie wieder öffnete, lächelte sie. »Yasha, mein Schatz. Uns ist egal, was aus uns wird. Verstehst du das? Im Moment machen wir uns nur Sorgen um dich. Nur du bist wichtig.«

Einen Moment lang verhielten wir drei uns wie Schauspieler, die ihren Text nicht wussten. Wortlos angesichts der Gewalt der Ereignisse.

Ich kam mir vor wie in einem Wachtraum. Stille umgab uns, über den Bergen stieg langsam Rauch auf. Und das Dorf lag verlassen da. Kein Mensch weit und breit.

Schließlich sagte mein Vater: »Geh rein. Du musst etwas zum Anziehen mitnehmen und alles, was du an Essen finden kannst. Sieh im Küchenschrank nach und steck es in deinen Rucksack. Hol auch eine Taschenlampe und einen Kompass. Am wichtigsten ist aber die Kasette in der Küche. Du weißt schon wo, neben dem Herd ... Bring sie mir.«

Als ich zögerte, legte er seine ganze Autorität in seine Stimme. »Wenn du das Dorf nicht in fünf Minuten verlassen hast, stirbst du mit uns. Trotz des Gegengifts. Die Behörden werden nicht zulassen, dass jemand herumerzählt, was hier passiert ist. Sie werden dich verfolgen und töten. Wenn du überleben willst, musst du tun, was wir sagen.«

Wollte ich denn überleben? In diesem Augenblick wusste ich das selbst nicht. Aber ich wollte auf keinen Fall meine Eltern enttäuschen, nachdem sie alles getan hatten, um mich zu retten.

Meine Mutter wagte es nicht, etwas zu sagen. Sie sah mich nur mit einem flehenden Blick an.

Da riss ich mich los und lief mit brennender Kehle in Richtung Haus. Mein Vater saß immer noch mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden. Über die Schulter beobachtete ich, wie meine Mutter zu ihm ging und sich neben ihn kniete. Fast wäre ich über meine eigenen Füße gestolpert.

Ich rannte durch Garten und Haustür und gleich hoch in mein Zimmer. Wie betäubt

holte ich die Uniform aus dem Schrank, die ich beim Zelten mit den Jungen Pionieren, der russischen Pfadfinderorganisation, getragen hatte. Ich hatte einen dunkelgrünen Anorak und wasserdichte Hosen bekommen. Unsicher, ob ich sie mitnehmen oder sofort anziehen sollte, zog ich sie schließlich über meine normalen Kleider. Dann schlüpfte ich in meine Lederstiefel, an denen getrockneter Schlamm klebte, und holte meinen Rucksack, eine Taschenlampe und einen Kompass unter dem Bett hervor.

Ich sah mich um, warf einen letzten Blick auf die Bilder an der Wand – eine Fußballmannschaft, verschiedene Hubschrauber und ein aus dem All aufgenommenes Foto der Erde. Das Buch, das ich gelesen hatte, lag noch auf dem Boden. Meine Schuluniform lag zusammengefaltet auf einem Stuhl. Ich konnte immer noch nicht glauben, dass ich das alles zurücklassen sollte und nie wieder sehen würde.

Ich raste zurück nach unten. Jedes Haus im Dorf hatte ein Geheimversteck. Unseres befand sich in der gemauerten Wand neben dem Herd. Drei Ziegel waren lose. Ich zog sie heraus und legte dadurch einen Hohlraum frei, in dem eine Kassette aus Blech stand. Die nahm ich an mich. Erst als ich mich wieder aufrichtete, bemerkte ich meine Großmutter, die an der Spüle stand und Kartoffeln schälte. Die Schürze hatte sie sich ordentlich um die Hüften gebunden.

Sie sah mich strahlend an. »Ich kann mich nicht erinnern, dass wir je eine bessere Ernte gehabt hätten«, sagte sie. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was passiert war.

Ich ging zum Küchenschrank und steckte einige Konserven, Tee, Zucker, eine Schachtel Streichhölzer und zwei Tafeln Schokolade in meinen Rucksack. Dann füllte ich ein Glas mit dem Wasser, das ich vom Brunnen geholt hatte.

Zum Abschied küsste ich meine Großmutter noch rasch auf die Schläfe, dann eilte ich nach draußen und überließ sie wieder ihrer Arbeit.

Während meiner Abwesenheit hatte sich der Himmel verdunkelt. Wie war das möglich? Ich war doch höchstens ein paar Minuten weg gewesen. Jetzt sah es aus, als würde gleich einer der heftigen Wolkenbrüche auf uns niedergehen, wie wir sie in den Monaten vor dem Winter oft hatten.

Mein Vater saß immer noch an derselben Stelle, an der ich ihn zurückgelassen hatte, und schien zu schlafen. Die Hand hatte er auf die Wunde in seiner Brust gedrückt.

Ich wollte ihm die Kassette bringen, aber meine Mutter trat mir in den Weg. Ich hielt ihr das Glas Wasser hin.

»Das habe ich mitgebracht. Für Vater.«

»Das ist lieb von dir, Yasha. Aber er braucht es nicht.«

»Aber ...«

»Nein, Yasha, versteh doch.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was sie mir damit sagen wollte, und dann

öffnete sich plötzlich der Boden unter mir und ich stürzte in einen Abgrund unbeschreiblicher Schmerzen.

Meine Mutter nahm die Kassette und klappte den Deckel auf. Sie enthielt eine Rolle Geldscheine – insgesamt zehn Zehn-Rubel-Scheine. Mehr Geld, als ich je gesehen hatte. Offenbar hatten meine Eltern es von ihren Gehältern abgespart für den Tag ihrer Rückkehr nach Moskau. Dazu würde es jetzt nicht mehr kommen.

Meine Mutter gab mir das ganze Geld und meinen Inlandspass, ein Dokument, das jeder russische Staatsbürger besitzen musste, auch wenn er nicht reiste. Dann gab sie mir noch einen kleinen Beutel aus schwarzem Samt.

»Das ist alles«, sagte sie. »Jetzt musst du gehen.«

»Mutter ...«, setzte ich an. Dicke Tränen traten mir in die Augen und mein Hals brannte schlimmer denn je.

»Du hast gehört, was dein Vater gesagt hat. Jetzt pass bitte genau auf. Du gehst nach Moskau. Ich weiß, es ist weit und du bist noch nie allein gereist, aber du schaffst das. Fahr mit dem Zug. Aber nicht vom Bahnhof Rosna aus. Dort kontrollieren sie alle Reisenden. Geh nach Kirsk. Nimm den Weg durch den Wald, das ist sicherer. Folge der neuen Überlandstraße. Hast du mich verstanden?«

Ich nickte unglücklich.

»Du kennst doch Kirsk, du warst schon ein paarmal da. Von dort fahren täglich Züge nach Moskau – einer morgens und einer abends. Nimm den Abendzug, dann ist es dunkel. Wenn jemand fragt, wo du hinwillst, sag, du besuchst einen Onkel. Verrate niemandem, dass du aus Estrov kommst. Nimm diesen Namen nie wieder in den Mund, versprich es mir.«

»Und was mache ich, wenn ich in Moskau bin?«, fragte ich. Ich wollte nicht weg, ich wollte bei meiner Mutter bleiben.

Sie nahm mich in die Arme und drückte mich an sich. »Hab keine Angst. Wir haben einen guten Freund in Moskau, einen Biologieprofessor, der mit deinem Vater zusammengearbeitet hat. Du findest ihn an der Universität. Er heißt Misha Dementyev. Ich werde versuchen, ihn anzurufen, aber wahrscheinlich haben sie schon alle Leitungen gekappt. Wie auch immer, wenn du ihm sagst, wer du bist, wird er sich um dich kümmern.«

Misha Dementyev. Ich prägte mir die beiden Worte, von denen mein Leben abhing, krampfhaft ein.

Meine Mutter hielt mich weiter an sich gedrückt. Ich sah ihre Halsbeuge und roch zum letzten Mal ihr Parfüm.

»Warum kannst du nicht mitkommen?«, schluchzte ich.

»Das hätte keinen Zweck, ich bin infiziert. Ich werde bei deinem Vater bleiben. Wenn

ich weiß, dass du fliehen konntest, ist das nicht so schlimm.« Sie schob mich ein Stück von sich weg, ließ mich jedoch nicht los. »Du musst jetzt tapfer sein und gehen. Sieh nicht zurück und lass dich von niemandem aufhalten.«

»Mutter ...«

»Mein Sohn.« Sie sah mich zärtlich an. »Ich habe dich lieb. Jetzt geh!«

Wenn ich noch etwas gesagt hätte, hätte ich nicht mehr gehen können, das weiß ich. Wir wussten es beide. Ich riss mich von ihr los und fing an zu rennen.

Der Wald begann hinter dem Haus, im Norden, und breitete sich etwa fünfzig Kilometer nach Osten hin aus. Er bestand hauptsächlich aus Kiefern, durchsetzt von Linden, Birken und Fichten, und war dicht und dunkel. Wir betraten ihn nie, weil wir Angst hatten, uns zu verirren, aber auch, weil dort Wölfe lebten, vor allem im Winter. Und doch war mir instinktiv klar, dass meine Mutter Recht hatte. Wenn die Polizei oder Soldaten mich suchten, konzentrierten sie sich bestimmt auf die große Straße. Im Wald war ich unsichtbar und sicherer. Die Überlandstraße, von der meine Mutter gesprochen hatte, führte durch den Wald. An ihr entlang wurde gerade eine neue Wasserleitung verlegt.

Zunächst folgte ich dem Weg durch die Gärten. Ich ging geduckt und im Schatten der Büsche, obwohl außer mir niemand unterwegs war. In der Ferne sah ich einen Jungen, den ich kannte, mit einem Bündel unter dem Arm vorbeiradeln, aber er war allein.

Ich kam zum Dorfladen. Er war geschlossen. Dann ging ich weiter durch die Gärten, in denen die Dorfbewohner ihr Gemüse anbauten und von anderen klauten.

Es war auf einmal schwül und stickig und ich schwitzte unter der doppelten Kleiderschicht. Am Himmel waren noch mehr dicke graue Wolken aufgezogen. Bald würde es regnen.

Ich wusste immer noch nicht, ob ich tun sollte, was meine Mutter gesagt hatte. Glaubte sie wirklich, ich könnte so einfach weglaufen, während sie bei meinem toten Vater am Zaun saß? Egal was in der Fabrik passiert war und was sie gesagt hatte, ich durfte sie doch nicht im Stich lassen. Am besten versteckte ich mich für ein paar Stunden im Wald und wartete ab, was passierte. Wenn die Dunkelheit hereinbrach, würde ich zu ihr zurückkehren.

Sie hatte von einer Waffe gesprochen: von Anthrax. Das ganze Dorf sei kontaminiert, hatte sie gesagt. Aber ich weigerte mich, ihr zu glauben. Ich war wütend auf sie, so etwas zu behaupten. Und vollkommen durcheinander.

Und dann sah ich jemanden vor mir, einen Jungen. Er kniete auf dem Boden, streckte den Hintern in die Luft und zog Karotten aus der Erde. Trotzdem erkannte ich ihn sofort. Es war Leo!

Er arbeitete auf dem Gemüsebeet seiner Familie, wahrscheinlich als Strafe für